

retisch sogar die Moslebrüder nach der Macht greifen. Aber Befürchtungen dieser Art hält die Autorin lediglich im Fall einer Revolution oder eines Staatsstreichs für wahrscheinlich, da eine politische Partei auf religiöser Grundlage verboten ist. Noch aus einem weiteren Grund schließt Dunne einen gewaltsamen Umbruch aus: Die Moslebrüder seien dazu weder in der Lage, noch seien entsprechende Pläne bekannt.

Die seit Januar 2009 im Amt befindliche US-Regierung, so die Autorin, werde sich voraussichtlich damit begnügen, in Kairo auf die Gewährleistung der Meinungsfreiheit, auf den politischen Wettbewerb einschließlich der Stärkung des Parlaments sowie auf die Unabhängigkeit der Justiz zu drin-

gen. Aber bislang sind die Machtverhältnisse mit ihren formellen und informellen Loyalitäten und Abhängigkeiten zu festgefügt, als dass die Apathie in weiten Teilen der Bevölkerung in tiefgreifende Veränderungen übergehen könnte.

Reiner Bernstein

Daniel C. Kurtzer and Scott B. Lasensky, *Negotiating Arab-Israeli Peace. American Leadership in the Middle East*, Washington, D.C., 2008. 191 Seiten

Aaron David Miller, *The Much Too Promised Land. America's Elusive Search for Arab-Israeli Peace*, New York 2008, 408 Seiten

Michelle Dunne, *A Post-Pharaonic Egypt?*, in: *The American Interest* IV 1 (September/October 2008)

Negro, Black, Afro-American

Was taugen rassistische Bezeichnungen?

Wer politisch korrekt sein will, versagt sich die Weiterverbreitung des Palindroms „Ein Neger mit Gazelle zagt im Regen nie“. (R.W.B. McCormack, aus dem Nachlass)

Für bestimmte Wähler lautete die Frage nicht, ob der neue Präsident schwarz sein darf, sondern ob er – als biografisches Kürzel – schwarz genug ist. Denn Obamas Vater kam aus Kenia und stammte nicht von westafrikanischen Sklaven ab. Barack ist in einem weißen Haushalt aufgewachsen, ein strebsamer Junge, eifriger Student, beruflich ein Aufsteiger, nicht unvermögend, mit intakter Familie. Andere werteten Obamas Genealogie als Plus – der Mann weckte keine Schuldgefühle wie die Nachfahren der Sklaven in den verwahten Großstadtghettos.

Black gilt momentan als der politisch korrekte Ausdruck. Der Gegenpol wäre *Nigger* oder – als „südstaatliche Verlegenheitslösung“ – *nigrah*. Das Wort kam um 1700 in Gebrauch. Trotz beachtlicher Konkurrenz (*coon*, *shine*, *spade*, *spook*, *smoke*, *junglebunny*, *jigaboo*...) ist *Nigger* das niederträchtigste

Schmähwort geblieben. Während der Bürgerrechtsbewegung hat der Comedian Lenny Bruce versucht, dem Wort durch inflationären Gebrauch das Stigma zu nehmen – umsonst. Online lauert nackte Tastenberührungangst hinter der Schreibweise *n*gger*.

Neger, inzwischen delegitimiert, war lange Zeit der angemessene, auch in Europa gebräuchliche Begriff. Nach der Devise „Sapere aude!“ fokussierte der Königsberger Geistesriese sein Fernrohr auf den dunklen Kontinent und bemerkte Folgendes: „Die Neger von Afrika haben von Natur aus kein Gefühl, welches über das Läppische stiege.“ Beim Durchkämmen deutschsprachigen Schrifttums findet sich neben dem *Neger* der *Mohr*, bei Jeremias Gotthelf auch der Plural *Möhren*, bei Luther ein kleingeschriebener *moher*. Im Tiefen Süden der USA dauerte es quälend lange, bis sich die Presse dazu bequemte, *negro* mit einem großen Anfangsbuchstaben zu versehen. Als es dann so weit war, um 1970 herum, da ziemte sich *Negro* nicht

mehr, weil er angeblich dem willfähigen Onkel Tom nahestand. *Black* oder *Afro-American* waren nun die gesellschaftsfähigen Begriffe. *Afro-American* schied bald aus, gemahnte zu sehr an eine Haartracht, und wurde durch *African-American* ersetzt. Mit oder ohne Bindestrich. Das deutsche Wort *Neger* hörte man ebenfalls immer seltener. Als ein Kindsentführer behauptete, ein Frankfurter Polizeibeamter habe ihm damit gedroht, „dass ihm ein Neger in den Arsch ficken wird“, wurde dies als Entgleisung empfunden, selbstverständlich nicht nur in sprachlicher Hinsicht.

Black sagt nicht notwendig etwas über die Hautfarbe aus. Wer genetisch zu 9/10 weiß ist, kann hellhäutiger sein als sagen wir mal Silvio Berlusconi. Trotzdem stellte *Black* zunächst ein Problem dar, weil farbpsychologisch seit alters mit etwas Widerwärtigem in Verbindung gebracht. Weiße Weste, schwarze Seele. White Christmas, Black Friday. Immerhin gewann *Black* mit Martin Luther King an Achtbarkeit, doch bei der Zusammensetzung *Black Power*, *Black Panther* oder gar *Black Muslims* wurde dem weißen Bürgersmann zweierlei. *Colored* taugte auf Dauer ebensowenig. Denn erstens ist diese Bezeichnung historisch belastet. Zu Zeiten der Rassentrennung („Separate but equal“) wurden Toiletten, Trinkbrunnen oder Wartesäle nach WHITE und COLORED segregiert. Zweitens erfordert die Wortstellung eine gewisse Konzentration. *Colored person* wäre ein Fauxpas, *person of color* ist o.k. Ein Beispiel aus dem Alltag der Städte: a) Die unhöfliche Version: „Hey colored guy, get your lazy black ass off my car.“ b) Die korrekte Version: „Hey person of color, get your employmentally challenged black backside off my car.“ Ein Drittes: Bei *colored* denken zu viele Leute an Pappbilderbücher für die Aller kleinsten. Schließlich, auf unseren Kulturkreis bezogen: Die Sportseiten mit den farbigen Athleten sind nicht viel besser als Charles Sealsfields „gefärbte freie Bevölkerung“; sie gehören in den Reißwolf. Ein Blogger probierte einen Ausweg, indem er sich



The Land of the Free, Mai 1940: getrennte Eingänge für „weiß“ und „farbig“ in Durham, North Carolina

pleonastisch als „Black Negro“ vorstellte, geriet damit aber in die Nähe des *black-a-moor*, einer Prägung im Geschmack des Mittelalters.

Die Leser dieser Zeitschrift könnten eine klarere Abgrenzung zwischen den Begriffen und eine exaktere Chronologie verlangen. Aus zwei Gründen kann ich dem nicht nachkommen. Zum einen bleibt der Vollzug der Umbenennungspflicht zeitlich gesehen – fast hätte ich gesagt – im Dunkeln. So viel lässt sich immerhin sagen. Wer als Angehöriger besagter Bevölkerungsschicht das 80. Lebensjahr erreicht hat, hat die Nomenklatur von *Negro* über *Colored* bis zu einem verquälten *Non-white* und von dort zu *Afro-American*, *African American* und *Black* durchlaufen. Den zweiten Grund machen definitorische Unwägbarkeiten aus. Zur Illustration: In den ethnischen Quartieren von Miami bekriegen sich dunkelhäutige Kubaner und African-Americans. *African-American* bezieht sich auf die ethno-geografische Herkunft, nämlich auf die Völker südlich der Sahara. Von dort stammen aber auch die Vorfahren der Kubaner. Außerdem gehört Kuba zur amerikanischen Hemisphäre. Wo also ist die Diskriminante? Oder: Ein Negro ist laut Webster's Dictionary „a member

of a people belonging to the African race“. Das schließt Polynesier aus. Der Golfspieler Tiger Woods lehnt den Begriff African-American für sich ab. Woods ist ¼ Chinese, ¼ Thai, ¼ Black, ⅛ Native American und ⅛ holländisch. Füglich schuf sich der Schalk seine persönliche Rasse: *Cablinesian* – ein Akronym aus *Caucasian* (ein US-Synonym für *weiß*), *black*, *indianisch* und *asiatisch*.

Um das taxonomische Kuddelmuddel zu vertiefen, wurde Bill Clinton seinerzeit von der Nobelpreisträgerin Toni Morrison ebenso wie von schwarzen Kongressabgeordneten als erster schwarzer Präsident geehrt, obwohl Clinton allem Anschein nach weiß oder wenigstens pink ist. Will sagen: Denkhaltung geht vor Optik. Bei der Unterschicht hatte sich schon länger eine soziale Pigmentierung entwickelt. Slumbewohnern wurde im „Krieg gegen die Armut“ gesagt: Ihr seid nicht arm, weil ihr schwarz sein, ihr seid schwarz, weil ihr arm seid. In ihrer Schrift *The End of Blackness* (2004) fordert Debra Dickerson, *black* als Charakterisierung einzumotten, nur ewige Bürgerrechtler und ihre Verbände klammerten sich noch daran. Die Fernsehpersönlichkeit Stephen Colbert widersprach ihr nur zum

Schein als er postulierte: „Everyone has a right to be black“.

Niemandem sollte das Recht auf lexigrafische Selbstbestimmung streitig gemacht werden. Aber schwarz als permanente Kennfarbe ist ebenso verzichtbar wie weiß. Verzichtbar wären dann Sätze à la „Am Rande der Trauerfeierlichkeiten für den ehemaligen Kremlchef trafen sich der erste schwarze Präsident und die erste weibliche Bundeskanzlerin zu einem kurzen Meinungsaustausch.“ Noch werden über amazon.com Obama-Masken mit übertrieben negroiden Zügen feilgeboten, und im ORF verwarhte sich ein greiser Kommentator dagegen, von einem Schwarzen, der ein „Zeichen“ trägt, dirigiert zu werden. Sind dies die letzten Ausläufer der politischen Farbenlehre? Denn es ist doch so: Weil das eurozentrische Herz der amerikanischen Nation schwächer schlägt, ist Obama nun der erste schwarze Präsident. Wegen der unlösbaren und ermüdenden Benennungsprobleme könnte er zum ersten post-rassistischen Präsidenten der Geschichte werden.

Gert Raeithel

PS: Vielleicht kommt's dazu aber erst in the year 2525 (if man is still alive).